



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 73.

Montag, 28. März

1927.

Die lustigen Leute auf Unverzagt.

(22. Fortsetzung.)

Roman von E. Fischer-Markgraff.

(Nachdruck verboten.)

„Ich weiß nicht, Tanten, was ihm war“, die kindliche Stimme klang, als schluckte sie an verhaltenen Tränen. „Nicht wahr, er schien so sonderbar? Und immer unterhielt er sich mit anderen, und es war fast, als ginge er mit aus dem Wege. — Hast du — hat er —“

Sie kämpfte mit sich, sie wollte sprechen, und konnte doch nicht. Ganz unvermittelt war sie in solch jammervolles herzbrechendes Weinen ausgebrochen, daß sie Mechthildis' scharfe Erwiderung, zu der diese schon den Mund geöffnet hatte, wieder hinter die Lippen zurückzwang. Und dann war man zu Hause angekommen und die junge Braut flüchtete die Treppen hinauf in ihr Zimmer, das sie hinter sich verschloß. Und wie sie war, wartete sie auf das Bett und öffnete auf keine Bitte Susannes, die neben ihr wohnte, die Tür, und bis spät in die Nacht hinein hörte diese ihr banges, verzweifelter Schluchzen.

Herr Forstmeister von Reichwange hielt die Zügel seines Pferdes locker in den Händen, als er in das schmale Tal einbog, das von kufissenartig sich vorschubenden Waldbergen abgegeschlossen wurde, die den Ausblick auf eine hochgelegene Wiese freigaben, die seiner, verschwenderischer Nebel, vom Vollmond durchleuchtet, wie ein silberflorentiner Verhang für heute dem Auge entzog.

Nirgends ein Laut, selbst das Zirpen der Grillen war verstummt; nur einmal der verlorene Hauch eines Hundes von dorthier, wo das stattliche Dorf nah an die Bergwand gedrückt lag, dessen schiefergedeckte Turmkrönung im Mondlicht wie weißlichschimmernder Metallbelag erschien.

Zur rechten Hand die drei Teiche der Fischzuchtanstalt, die wie hellleuchtende Augen aus der Tiefe der Talsenkung herausblickten, und ab und an darüber hin schauernd ein flimmernder Funkenregen, wenn einer der Inassen das unförmige Haupt lustig über die Oberfläche des Gewässers erhob.

Der Forstmeister ließ den Braunen gemächlich traben und hatte die ernstesten Augen zu der Scheibe des Mondes erhoben, die sich wie eine Schale von poliertem Silber von dem Schwarzblau des Firmamentes abhob.

„Wer doch wissen könnte, wie es da oben aussieht,“ sann er vor sich hin, „nur einen Tag mal dort oben verbringen. Wie trostlos solch eine Steinwüste ohne Baum und Strauch!“

„Dich, Selene, finde ich nicht mehr,“ fuhr es ihm durch den Sinn. „Selene! Welch anmutiger Name; welch reinpoetische Legenden die alten Griechen um die Naturvorgänge zu weben verstanden. Sind wir nun besser daran, die für jeden derselben eine Grundursache, oder wenn das nicht, so doch eine sinnvolle Erklärung, einen wissenschaftlichen Beleg zu finden suchen? Scheint darum der Mond klarer, brennt dadurch die Sonne heißer, sind die großen Naturkatastrophen darum weniger schreckhaft?“

Er hatte sich mit halbem Nicken und leise verwundertem Kopfschütteln auf seinem Sitz zurechtgerückt und hob, gewohnheitsmäßig lodernd und antreibend die Riemen, ohne zu merken, daß Bräunchen in seinem gemächlichen Trott verharrete, ohne weiter davon Vermerk zu nehmen.

Er wußte nicht, wie ihm heute war. Dem Mann der ständigen Pflicht, der die Oberaufsicht über einen großen Betrieb zu führen hatte, blieb wenig Zeit zu grübelndem

Sinnen. Und die kurz bemessene Spanne der Muße wurde von der Sorge für die Kinder und den schlechtverwahrten Hausstand in Anspruch genommen.

Aber heute —? War es der Harzduft der langbärtigen Fichten, die schwarz und schweigend mit weit ausladenden Ästen den Weg besäumten, die tiefe, fast atemlose Stille der lichtdurchflossenen Juninacht, die ihm das Blut schneller durch die Adern trieb und den Gedanken einen Schwung verlieh, wie er sie wohl in seiner Jugend gekannt, und der die Alltags Sorge seit langem, langem den Weg versperrt?

Er begann, fast ohne zu wissen, die Melodie des vorletzten Stückes vor sich hinzusummen, die das Orchester mit einer Anzahl schwunghafter Variationen zum besten gegeben hatte.

Eine jener altmodischen Melodien von schmelmelodischer flüssiger Klangweise, die sich in Ohr und Herz schlichen und es nicht wieder losließen.

„Ob ich dich liebe, frage die Sterne,
denen ich oft meine Klage vertraut.
Ob ich dich liebe, frage die Rose,
die ich dir sende mit Tränen betaut.“

Herr von Reichwange hatte mit scharfem Rud den Zügel an sich gezogen, und das Bräunchen, das durchaus mehr für die Ruhe als für die Fortbewegung war, stand im Ru, wie eine Mauer. Nur Ohren und Schweif zitterten leise und wie erschreckt.

Und dann blickte der Forstmann um sich wie verwirrt und konnte es nicht fassen, daß alles, was ihn an sich beirrt, was ihn ruhelos und dennoch beglückt umhergetrieben seit Stunden, seit Tagen, auf die natürlichste Weise der Welt zu erklären war.

Er hatte sich verliebt, verliebt wie ein Schuljunge, und ein brennend heißer Schmerz, eine zornige Mißachtung seiner selbst quoll in ihm empor, daß es zum zweitenmal die äußere Hülle war, die ihm Herz und Sinne gefangen genommen. Eine schöne Hülle, die eine tote Seele barg.

Ein anmutiges Weibselächeln, das der nackten Selbstsucht, dem schneidendsten, rücksichtslosesten Hochmut und Geburtsdünkel zum Dedmantel diente, und der dieses Lächeln feil war für einen, der unter dem Schutze der Nacht an das Kammerfenster einer anderen klopfte, um dieser Jugend und Reinheit zu stehlen.

Er wußte es, wußte es seit langem schon und hatte mit sich gerungen, ob er seinem Freunde davon Mitteilung machen sollte oder nicht, was für fragwürdige Hände es waren, denen er die Charakterentwicklung seines Jüngsten überantwortet hatte. Sich gefragt, ob er recht tat, den Angeber zu machen aus dem Gefühle seiner überstrengen Rechtlichkeit heraus.

Wo ist das Gesetz, das den zur Rechenschaft fordert, der einem Mädchen Jugend, Glück, Ehre stiehlt.

Der Streit in seinem Innern war zu Ende. Seit dieser Stunde lag ein siebenmal versiegeltes Schloß vor seinen Lippen, weil er genau wußte, daß die Motive, aus denen er jetzt sprechen würde, keine ganz reinen mehr waren.

Er lachte kurz auf, und dennoch lag es ihm wie ein Stein beklemmend auf der Brust.

Und als in diesem Augenblick ein langsam dahinschiffendes Wolkenflöckchen die Scheibe des Mondes dunkelte und die helle Linie der Chaussee in graues Dämmern hüllte, da ging es wie ein Aufatmen durch die breite Brust.

Ein schneller Griff in die Äugel und schwerfällig, langsam, gleich einem Trauergeleit, den Kopf gesenkt, wie unter der Wucht einer lastenden Erkenntnis, eine große, schwermüthsvolle Trauer im Herzen, nahm er den Weg aufwärts seinem Hause zu.

6. Kapitel.

„Es kräftet“, sagte der Hausherr, der mit ungeduldigem Mund den Kneifer, welcher nie ordentlich sitzen wollte, auf der etwas zu klein geratenen Nase festklemmte, die in dem massigen Gesicht so saß, als ob sie vom Zuschneider verpaßt und nur verwandt worden, weil gerade nichts anderes vorrätig gewesen war. —

Und doch wirkte die Disharmonie in den mächtigen Zügen nicht un schön, mehr als ein kleiner Zufallsscherz der Natur.

Machte es der klare Blick ohne Falsch, der Zug lustigen Humors um den vollen, fischroten Mund, der, das sah man, mit sich und der Welt im reinen und im besten Invernehmen stand — es war der Kopf eines ganzen Mannes, der sich jetzt, den Klemmer krampfhaft wippend, nach hinten bog und mit besorgter Miene das, im ausgestreckten Arm von sich gehaltene Tageblatt studierte.

Frau Abulgunde sah von der bunten Decke auf, an der sie emsig stichelte. „Du meinst?“ fragte sie erschrocken.

Ihr Gatte hatte den Zeitartikel beendet und rückte unruhig in dem Sessel hin und her, stand auf, setzte sich wieder und klopfte dann, wie in tiefen Gedanken, mit den Fingern einen Marsch auf der Armlehne.

„Merkst du wohl?“ er hatte dozierend den Finger erhoben und schraubte die ohnehin schon starke Stimme, „merkst du wohl, woher das Ganze kommt? Das . . .“

„Du vermutest, daß England . . .?“ fragte die Hausfrau und ließ die Arbeit, ein Geburtstagsgeschenk für Susanne, in den Schoß sinken.

„Pst!“ machte der Hausherr, „Namen nennt man nicht. Ich vermute ja bloß.“

Er war aufgestanden und lief, die Hände in den Joppen taschen, aufgeregt im Zimmer auf und nieder.

Frau Abulgunde hatte den Ellenbogen auf das Fensterbrett gestützt. Das Kinn in der Hand geborgen, blickte sie in schwerem Sinnen auf die Terrasse hinaus, von deren von weitbauchigen Stützen getragenen Marmorgeländer es weiß und rötlich troff. Unzählige Rosen, die die Köpfchen zwischen dem tiefdunklen Behang uralten Efeus und des eigenen, zartgrünen Blattwerkes zum Lichte drängten.

Es war ein warmer, wolkenverhangener Tag gewesen. —

Am frühen Morgen war ein leiser Regen herniedergegangen, und da der glühende Sonnenstrahl nicht zur Erde durfte, hatte diese die wundervoll duftende Frische der ersten Tagesstunden bewahrt.

Jetzt, da der Tag zur Rüste ging, begann der Himmel sich aufzuhellen, und zwischen massigem, langgestrecktem Gewölk brach ein vereinzelter, fahlgelber Sonnenstrahl hervor.

Die Hausfrau am geöffneten Fenster atmete tief die duftgetränkte Luft und einmal fuhr es ihr blitschnell durch den Sinn, ob im Garten auch nicht vergessen worden sein möchte, die jungen Schoten anzubinden, wie sie es befohlen hatte, denn im Wetterbericht stand Sturm in Sicht; aber Größeres hielt ihre Gedanken gefesselt.

„Das Vaterland in Gefahr, vielleicht der häusliche Herd, die Existenz, das Leben vieler, vieler Tausende.“

Sie seufzte tief, es klang fast wie Stöhnen.

„Mußt du auch mit, wenn es wirklich zum Kriege kommt?“ fragte sie zaghaft und wandte das sonst so gleichmäßig freundliche, jetzt tief erblaßte Gesicht, über das es wie ängstlich gespannte Sorge hingitterte, dem Gatten zu.

Er stand jetzt dicht neben ihrem Sessel und stützte die Hand schwer auf die Lehne desselben.

„Eigentlich wohl nicht“, sagte er, den Kopf nachdenklich auf den Schultern wiegend. „Dazumal, als ich mich stellen mußte, war großer Ueberfluß. — Heba, pst, willst du wohl! Die Leda ist schon wieder mal hinter den Tauben her —“ schaltete er erläuternd ein, „ich werde dem Rader wohl mal eins auf den Pelz brennen müssen. Ja, siehst du, und Berufssoffizier, damit war's Essig, weil ich zu Hause nicht entbehrt werden konnte. Dazu hatte mein aristokratischer Papa allzu genial gewirtschaftet . . .“

Er schwieg. Etwas wie der Schatten vergangener Bitterkeit war schnell wie der Blitz über sein Gesicht gehuscht, verdunkelte für die Spanne einer Sekunde die Klarheit der Augen und grub eine Falte um den sonst so heiteren Mund.

Aber schnell, wie es gekommen, war es schon wieder überwunden — bei den Massenbachs hatten Verdruß und Grämelei keinen festen Sitz — und die Gedanken waren bereits wieder in der beunruhigenden Gegenwart. —

„Und siehst du,“ fuhr er fort, „da wurde ich denn zurückgestellt wegen nicht genügenden Brustumfangs.“

Und er reckte den massigen Körper in den Knien und breitete die muskulösen Arme weit von sich, während die Augen schalkhaft zwinkernd zu der Gattin hinüberblinzelten.

„Ach du, du Athlet.“ Die stattliche Frau hatte, unwillkürlich lachend, die Hand ihres Mannes ergriffen und preßte sie lieblos gegen die Wange. Und dennoch klang ihre Stimme ängstlich und wie gepreßt, und die sonst so hellen Augen blickten trübe.

„Aber wenn es schlimm kommt . . .“

„Da müssen wir alle mit,“ sagte der Freiherr fest. Die Hauptsache ist, daß ein jeder seinen Platz ausfüllt, da, wo die Pflicht ihn hinstedt.“ (Fortsetzung folgt.)

Heimath.

Fragt den Schiffer am Strom:
Wie heißt dieses Land?

Arbeit wird es genannt.

Fäuste um Ballen wie Zangen gekraßt,
Kranengerassel, Kettengeklirr,
Rollbengestampf und Sireneneschwirr,
Leiber um Steuer und Segel geknallt —

Arbeit, Arbeit heißt dieses Land.

Fragt beruhte Gesichter in Hallen,
Wo Hämmer auf glühende Eisen fallen,
Wo Menschen mit Erzen und Erden ringen,
Wo Pressen rasen und Pendel schwingen —
Fragt wie heißt dieses Land?

Arbeit wird es genannt.

Fragt die Toten:
Wie heißt dieses Land?

Alle, die wir in Reihen ruh'n,
Hatten zu sorgen, hatten zu tun,
Sahen in Kreise und Zahlen gebildet,
Viele hat Arbeit in Arbeit erschlagen,
Viele wurden aus Schächten getragen,
Zerbrochen die Brust und der Schädel zerdrückt,
Jeder, ob reichen, ob armen Gewands,
War Knecht der Erde, Knappe des Lands.

Fragt die Toten:
Wie heißt dieses Land?

Arbeit wird es genannt.

Johannes Heinrich Braach.

Das Paternosterchen.

Skizze von Friedrich Rasche (Leipzig).

Es war in jener Zeit, da ich Abende und halbe Nächte in Bierlokalen und Cafés verlebte, mit Freunden und Fremden über Gott und alles in der Welt diskutierend oder im eigensinnigen Gedankengespräch mit mir selbst. In einem solchen Café geschah auch meine erste Begegnung mit dem Paternosterchen.

Die Winternacht war herangekommen. Da trat ein

Männchen an meinen Tisch, schlurrenden Schrittes, mit hochgezogenen Schultern und einem erbarmungswürdig mageren, uralten Gesicht, in dem nichts jung geblieben war als ein Paar hellblaue, gutmütig listige Augen. Um die kleine Gestalt schlotterten Kleidungsstücke, die nur durch ihre vielen Fäden miteinander harmonisierten. Dem Männchen fehlte die rechte Hand. Auf dem wagerecht gehaltenen Unterarm aber trug es, sorgfältig nebeneinandergeschichtet, Streichholzschachteln und Schüsseltöpfe, die es mit freundlicher Stimme feilbot. Ich sah in die helle Tiefe der auf mich gerichteten Augen; fingerte mir einen Zehner herzu und wies jedesweites Kaufobjekt zurück. Aber der Alte hob mir energisch zwei Schachteln auf den Tisch und sagte: „Christlicher Handel währt am längsten. Zwei Schachteln — mit Nachschuß! —“ (Christlich im Ton, ehrlich im Denken — dabei kann man getrost alt werden.) Ein wenig verdutzt über diese Maßregelung sah ich dem Selbstamen nach und tauchte ihn im Stillen mit dem Namen, den sein Anblick mir eingeab: das Paternosterchen.

Ich hatte diesen Menschen zuvor niemals zu Gesicht bekommen. Jetzt aber war es, als hätte unsere ebenso zufällige wie flüchtige Begegnung uns irgend wie miteinander verbunden. Schon am nächsten Tage stieß ich wieder auf ihn. Als ich spät nachts durch eine parkartige Anlage heimwärts ging, fand ich das Paternosterchen, von einer Gaslaterne halb beschienen, auf einer Bank sitzen. Und das Paternosterchen weinte. Ich trat hinzu und fragte nach dem Grunde seiner Traurigkeit. Das Männlein schluchzte eine mühsame Antwort heraus: „Meine Frau ist gestorben, meine gute Frau!“ — „Nanu,“ verwunderte ich mich, „wann denn, woran denn — und so plötzlich?“ — „Seit akkurat vor dreißig Jahren,“ sagte das Paternosterchen. Abermals von der erstaunlichen Nachtraglichkeit dieses Schmerzes, war ich um eine Entgegnung noch verlegen, als das Paternosterchen in seiner Tränenlosigkeit schon weiter redete: „Sie war so gut und brav geworden. Ich habe sie damals gefunden — müssen Sie wissen als sie noch blutjung und am längsten Mädchen gewesen war. In einer schlimmen Kneipe habe ich sie gefunden. Da hatte sie gerade der Erste verlassen.“

Ich nahm sie mit mir, wir haben geheiratet, und sie ist mir treugetreu geblieben, vielleicht nicht nur aus Dankbarkeit. Wir waren glücklicher als viele andere. Aber dann ist sie mir eines Tages doch gestorben, am bloßen Tode ist sie gestorben, denn sie war nicht krank vorher.“ Hier fuhr dem Alten der Schmerz mit neuer Heftigkeit aus der Brust, er zuckte und trock in sich zusammen, richtete sich aber plötzlich auf, sagte mit veränderter Stimme: „Albernes Gesinn!“ fuhr sich mit dem schwarzumwickelten Handstumpf über das Gesicht, stand auf und schlurte grübelnd davon.

Am anderen Morgen lief mir das Paternosterchen an einer Ecke des alten Marktes in den Weg. Es schlurpte sich mit einem Bad Zeitungen, die es trübend ausrief: „Schon wieder früh?“ fragte ich. Der Geschäftige blinzelte mich erkennend an. „Das Leben rennt,“ sagte er eifrig, „sogar über Gräber. Man muß nachkommen.“ Und schon war er ein Stück weiter.

Zwei Tage danach bummelte ich nachmittags zu einem vor der Stadt liegenden jahrmärktähnlichen Vergnügungsplatz. Der Zugsanweg war mit Leiertastentänzlern besetzt, die sich, da sie allzudicht aufeinander lagen, gegenseitig ihre rüchelartige Musik verdarben. Gleich der erste Musikant war das Paternosterchen. Es sah auf einem zusammengeklappten Stuhl, lächelnd vergnüglich vor sich hin und handhabte mit der Linken eine frischlackierte Drehorgel. Ich muß gestehen, daß mir die Nüchternheit und berufliche Welkheit dieses alten Mannes ebenso imponierte wie die stolze Sicherheit, mit der er das eine wie das andere tat.

Und dann kam der Abend, da mich das Paternosterchen als letzten Gast in der verqualmten Hinterstube eines Cafés aufstöberte. Ich kaufte die üblichen zwei Schachteln Streichhölzer und lud den wägen Handelsmann zu einem Glase Bier ein. Ein Weilschen widerstrebte er, aber dann gab er nach, und wir kamen schnell in ein mildes und doch bewegtes Gespräch.

Auf die beiläufige Frage nach seinem Alter erhielt ich eine kühne Antwort: „Auf meine Kinderjahre kann ich mich immer bestimmen. Eltern werde ich wohl gehabt haben, aber die sind rein heraus aus meinem Gedächtnis. Meine Frau ist dreißig Jahre tot, das ist eine feste Zahl. Und als wir uns zusammenfanden, hatte ich auch schon graue Haare und einen trümmigen Rücken. Und sonst hab' ich mein Leben nicht Zeit gehabt, mich um die Zeit zu kümmern.“ — „Lohnt es denn überhaupt, das ganze Leben?“ warf ich ein, denn ich war damals der Ansicht, das menschliche Dasein sei eine recht unfröhliche Angelegenheit. — „Was lohnen?“ entgegnete das Paternosterchen. „Das ist unbillig verlangt; zum puren Spaß sind wir bestimmt nicht da, und aus lauter Lohnsucht soll man nichts tun. Und doch ist das Tun die Hauptsache. Ob einer Schube besohlt oder Zeitungen druckt oder Streich-

hölzer verkauft, das achtet der Himmel nicht, denn das ist nicht das wahre Tun. Man muß dabei noch etwas heimlich im Sinne haben, irgend etwas Gutes, so oder so. Keiner braucht's zu wissen. Aber nur das Gute gilt.“ Bei diesen Worten stieg in seine Augen ein heller, wärmender Glanz, und es kam mir seltsam, fast mit einem kleinen Reizgefühl zum Bewußtsein, daß dieses dürftig aussehende Menschlein um seinen eigenen guten Weg mit freudiger Zuversicht wisse. — Wir haben noch manches hin und her geredet, und als wir aufbrachen, bedachte ich mich nicht, sondern gab dem Paternosterchen das Geleit. Es war ein recht langer Weg. Zuletzt liefen wir in einer Vorstadt ein so beängstigendes Zickzack, daß ich meinte, ich würde nicht zurückfinden. Vor einem nüchternen Gebäude hielt endlich das Paternosterchen. „Da oben — links — gleich unterm Dach,“ sagte es und versuchte den Kopf aus den Schultern zu heben. Unbehoffen gab es mir seine linke Hand. Ohne recht zu wissen, wozu es dienen sollte, prägte ich mir Straße und Hausnummer ein. —

Wenige Zeit darauf verließ ich für fast drei Jahre die Stadt. Als ich zurückkam, suchte ich die Stätten früherer Gewohnheit wieder auf, und es dauerte nicht lange, bis ich auch wieder mit dem Paternosterchen zusammentraf. An ihm und seinen Berufen hatte sich nichts geändert. Wir find uns in der Folgeszeit noch oft begegnet, wir haben noch viele Worte gewechselt, belanglose und ernsthafte, und ich habe allmählich und in lauter kleinen Bruchstücken das Leben dieses Sonderlings erfahren. Aber alle diese Zwischenbegegnungen liegen in dem Schatten oder recht eigentlich in dem sie verblässhenden Dichte, das für mich die letzte Begegnung mit dem Paternosterchen bedeutete, die zugleich der Ausgang dieses seltsamen und guttätigen Menschendaseins war. Und es biete das Leben und den Gang seiner Notwendigkeit schelten, wollte ich es „zufällig“ nennen, daß gerade ich der Zeuge dieses Ereignisses sein mußte.

Es war ein schwüler Späthommerabend. Ich hatte, aller Hitze zum Trotz, einen Spaziergang gewagt und lehrte völlig ermattet zurück. Die Schattenarme Gasse führte, bevor sie in die erste Vorstadt mündete, an einem jener häßlichen Schuttabschleppplätze vorbei, wie man sie am Rande jeder Großstadt findet. Von diesem Plage vernahm ich plötzlich ein kläglich-wildes Geschrei. Ich sah eine heftig auseinanderstrebende Herde Kinder und einen riesigen Felsenhund, der breitbeinig und zähnefletschend über einem bloßfüßigen, jämmerlich schreienden Wesen stand. Um zu helfen, setzte ich mich in Trab. Beim Näherlaufen sah ich hinter einem Müllhaufen eine gebückte Gestalt auftauchen und mit kleinen gräuelhaften Sprüngen auf den Hund zuschleichen. Das Tier hieb von dem Kinde, richtete sich gegen den unerwarteten Angreifer, sprang ihn an und warf ihn zu Boden. Da war ich endlich, rufend und mit dem Stode fuchtelnd, herangelommen. Mit groben Sägen entfloß der Hund. Das Kind erhob sich und lief weinend davon. Vor mir aber lag im pulserigen Staube das Paternosterchen. Seine hellen Augen starrten wie in leiser Befremdung in den Himmel hinauf. Ich wollte ihn aufrichten, aber er rührte sich nicht. Ich tastete nach seinem Herzen: da war alles still. Bestürzt um mich blickend, sah ich umweit einen alten Hentelkorb stehen, halbgefüllt mit leeren Konservenbüchsen. Dann kamen Menschen, die den Toten neugierig umstanden. Irgendwer holte einen Polizisten herbei. Keiner wußte den Namen des Verunglückten. Ich konnte wenigstens die Wohnung angeben. Eine halbe Stunde verging, ehe das Krankenauto kam. Ich fuhr mit, als sei es selbstverständlich.

Die Wohnung des Paternosterchens war nicht mehr als ein kümmerlicher Verschlag. Ich erschrak vor dieser trostlosen Behausung. Man legte den Toten auf die derbwollenen Decken eines baukälligen Feldbettes. Dann begann der Polizist in sachlicher Gewohnheit das klägliche Inventar zu notieren. Dabei stieß er in einer Ecke auf eine große, mit einem Vorleseschloß verwahrte Kiste. Der Schlüssel fand sich in der Tasche des Paternosterchens. Knarrend und gleichsam absehnend bewegte sich der Dedel in rostigen Scharnieren. In gemeinsamer Neugier beugten wir uns vor. Die Kiste war bis zum Rande gefüllt mit Konservenbüchsen, und diese Büchsen enthielten allesamt Gold; Kupfer, Nickel und Silber reinlich geschieden. Obenauf aber lag ein schon vergilbter Zettel, auf dem mit groben, kindlich-edigen Buchstaben zu lesen war: „Für gefallene Mädchen und die Kinder derselben.“

Durch das schmale, staubraue Fenster fiel abendrote Sonne auf das Bett. Mit schwerer Zärtlichkeit umgriff sie das kalte Gesicht des Toten und wärmte in die erloschenen Augen hinein einen Glanz überirdischer Zuversicht. Je länger ich aber in das unbewegte Antlitz sah, um so mehr kühlte es mir, als beginne die Stube in all ihrer Armlichkeit zu leuchten von der Schönheit eines vollbrachten Gedankens. Und fast schämte ich mich, daß ich hinter die heimliche Wohlthat und den verborgenen Sinn dieses stillen und doch so menschlich-eifrigen Lebens gekommen war.

